

# **Digitales Brandenburg**

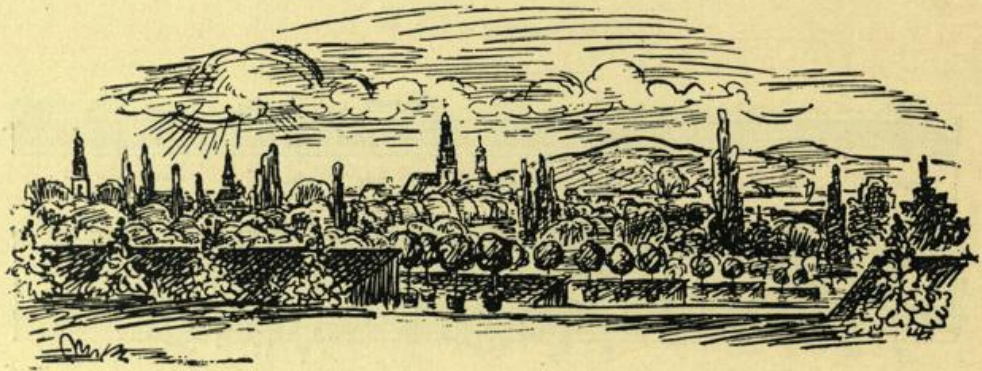
**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Potsdamer Jahresschau**

**Potsdam, 1926**

Sternaux, Ludwig, Luise auf Sanssouci

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-4725**



## *Luise auf Sanssouci*

Von Ludwig Sternaux

Das Jahr 1794. Für Preußen, das Preußen Friedrich Wilhelms II., unruhige Zeiten . . . der Geister, die des allmächtigen Bischoffwerder schiefe Politik gerufen, ward man nicht recht Herr. Trübe die Dinge im Westen, wo man aus Prestigegründen den höchst unpopulären Krieg gegen Frankreich weiterführen muß, was nur sehr belastende Subsidien aus England ermöglichen. Dazu im Osten der polnische Aufstand, der, nachdem sich Kosciuszko an die Spitze der Insurgenten gestellt, gerade jetzt, im April, in hellen Flammen auflodert und Preußen zu schnellstem Eingreifen zwingt.

Ein Zwang, dem sich der König, der immer noch auf kriegerische Lorbeeren im Westen hofft, nur ungern fügt. Denn wenn er schon dort an Rhein und Main in Person nicht von Nutzen, was ihm Moellendorf, der Marschall, in aller Deutlichkeit zu verstehen gegeben, so hätte er den Sommer lieber in Potsdam, in seinem neuen „Marmorhaus“ am Heiligen See verbracht. Mit dem Cello, dem geliebten, mit der Freundin, der Rig . . .

Aber die Ereignisse in Polen überstürzen sich, treiben ihn. Er muß, wollte man dort überhaupt der Gefahr eines zweiten Krieges noch vorbeugen, wiedergewinnen, was bereits verloren. Die Truppen marschieren, er selbst führt sie, den König begleiten die Söhne, der Kronprinz als Generalmajor, Prinz Louis, der zweitälteste, als Oberst der Kavallerie.

\* \* \*

Harter Schlag für beide. Denn beide sind jung verheiratet, es ist erst kurze Monate her, daß die Doppelhochzeit stattgefunden. Und wie sie Brüder, so sind ihre Frauen Schwestern: die Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz, blut-

---

junge Dinger noch, die eine gerade achtzehn-, die andere, Ika, siebzehnjährig. Luise die Gattin des Kronprinzen, Ika die des Prinzen Louis, der so tragisch früh sterben sollte...

Ja, ein harter Schlag, diese jähe Trennung, kaum, daß die beiden Paare sich den Winter über, den lauten, miteinander eingelebt hatten. Zumal für Luise und Friedrich Wilhelm, deren Bund Herzenssache gewesen und die nach mancherlei Trübungen und Mißverständnissen, die dieser erste Winter am Berliner Hof mit seinen lärmenden Festen, seinen Rabalen und Intrigen leider mit sich gebracht, gerade froh des Refugioms waren, das ihnen mit dem Frühjahr Potsdam geboten. Potsdam mit der stillen Wohnung im Stadtschloß, mit den Gärten in ihrem jungen Grün, mit Sanssouci, das Luise, die Fremde, eben erst kennengelernt.

„Die Prinzessin ist glücklich!“ notiert stolz die Gräfin Boß, Luisens Oberhofmeisterin, in ihrem Tagebuch. Und der Kronprinz schreibt einem Freunde: „Meine Frau hat sich hier ganz verändert!“ Sie selbst gesteht ihrem Bruder George in einem Briefe, der volle Zufriedenheit atmet, sie „gehe zu Bette mit den Hühnern, Kühen und Kikerikis und stehe mit höchstedenenselben wieder auf“. Lese, schreibe und lebe im übrigen zum Vergnügen ihres Mannes.

Glück von kurzer Dauer, fast Tagen nur. Eher denn gedacht, muß sie sich als das zeigen, als was sie sich scherzend noch in eben jenem Briefe bezeichnet: als „Soldatenweib“. Den Gatten, den Soldaten, ruft die Trommel. Der Ausmarsch gen Polen ist beschlossene Sache. Was wird aus ihr? Nach Berlin zurück, an den Hof, wo ihr keiner gut will, sie weiß es nur zu genau, noch klingt der böse Klatsch ihr im Ohr, der sie dort mit der „Ferdinanderie“ in Bellevue verdächtigt hat, der Klatsch, der ihre Freundschaft mit dem Prinzen Louis Ferdinand so häßlich entstellt hat... nach diesem Berlin zurück? Nur das nicht! Sie will in Potsdam bleiben. Und noch am selben Abend, da die Marschorder eingetroffen, am 27. April, erbittet und erhält sie bei einem Konzert im Neuen Palais von dem königlichen Schwiegervater die Erlaubnis, nach Sanssouci hinaufziehen zu dürfen, derweilen ihr Friß im Felde steht.

Erlaubnis, allergnädigste, für sich und die Schwester, die kleine Ika, die ja ihr Los teilt, das bittere, nach kaum gelebter Ehe als Strohwitwe zurückbleiben zu müssen... Los, um so bitterer, als beide Frauen den geliebten Männern holder Scham gestehen durften, daß sie, selbst halbe Kinder noch, ein Kindchen erwarteten!

Abschiedsfest in Nonbijou bei der Königin, am 12. Mai. Alle Höfe sind anwesend, die ganze Generalität, von des Kronprinzen Regiment sämtliche Offiziere. Gedrückte Stimmung. Friederike Luise, dem König, dem Vater ihrer Kinder, trotz aller Irrungen und Wirrungen dieser höchst problematischen Ehe in Liebe verbunden, bangt vor Attentaten, sieht Gespenster. Aber Friedrich Wilhelm rettet die Situation. „Je crains Dieu et n'ai pas d'autre crainte!“ Ein stolzes, ein königliches Wort. Die Gläser klirren, die Degen funkeln.

Nur zwei junge Frauen haben Tränen in den Augen.

\* \* \*

---

Da liegt in der Mark, auf dem Wege nach dem Osten, ein einsames Gut, Steinhöfel heißt's. Gehört dem Hofmarschall von Massow, und David Gilly hat das Herrenhaus gebaut. Es ist, Steinhöfel, noch heute im Besitze der Massows, nur arg verändert; aber ein Aquarell von Gillys Sohn, dem genialen Friedrich, in dessen Fußstapfen dann Schinkel trat, hat es wenigstens als Bild erhalten, wie es damals war, Schloß, Garten, das Parkportal mit den beiden Sphinxen, im Park der kleine gefühlvolle Pavillon.

Dort gibt der General von Massow den beiden Paaren, ehe die Trennungsstunde schlägt, ein Gartenfest, einen bal champêtre in der Maskerade einer Bauernhochzeit. Es ist Bonnemond, der Garten steht in vollem Flor, die Nachtigallen schlagen die ganze Nacht. Aus Liebesarmen stürzen am Morgen drauf zwei Offiziere zu ihren Chaisen, in aller Herrgottsfrühe. Und zwei junge Frauen stehen blaß, den Mund noch heiß von Küssen, am Fenster und winken ihnen nach, bis der Staub der Straße Wagen und Gefolge ihrem tränenden Auge entzieht . . .

Der 15. Mai. Und noch vom selben Tage, noch aus Steinhöfel ist der erste Brief datiert, den Luise, ganz zerfließend, dem Kronprinzen nachschickt. „Verlassen und einsam gebe ich mich ganz meinem Schmerze hin und habe nur den einen Trost, auf dem Sofaplatz zu sitzen, wo Du immer gegessen hast.“ Und noch inniger, frauenhafter und, was bezeichnend ist, auf deutsch: „Du bist mein Alles, Engel meiner Seele, in Dir finde ich all mein Glück, und ohne Dich ist mir alles nichts, und ich bin unglücklich! Ich bitte Dich um Gottes willen, antworte mir recht aufrichtig, ob Du auch recht innig und wahrhaftig von meiner wahren, reinen Liebe zu Dir überzeugt bist.“

Unterschrift: „Dein treues Weib Luise.“ Und das treue Weib Luise strickt, während Frau von Massow die Trostlose aufzuheitern versucht, an einem Strumpf für den Geliebten . . .

\* \* \*

Die ersten Tage auf Sanssouci. Es ist das Sanssouci noch Friedrichs, wie er sterbend es gelassen, nur im Innern verändert dadurch, daß Friedrich Wilhelm II. das Schlaf-, das Sterbezimmer des Oheims von Erdmannsdorff à la mode in dem neuen klassizistischen Stil hatte umbauen lassen. Das Sanssouci noch ohne die Seitensflügel, mit denen es erst Friedrich Wilhelm IV. nach 1840 vergrößert hat. Und auch die Arbeiten des Dessauer Gärtners Eysenbeck, für den es nur den neuen „englischen Stil“ gab, hatten Terrassen und Park nicht, so einschneidender Natur diese Arbeiten auch gewesen, den friderizianischen Charakter nehmen können. Wie heute noch stiegen die Terrassen sanften Schwunges zu Tal, durch des Königs Trésorier Riz Gott sei Dank in letzter Minute davor bewahrt, in einen Rasenhang verschandelt zu werden, wie er dem Geschmack jener Tage schöner schien, der sich die Schnörkel des Rokoko übergesehen hatte.

Ein Ruhmestitel dieses vielgeschmähten Günstlings, auf dem andererseits freilich das Odium lastet, dem „Marmorhaus“ seines Herrn im „Neuen Garten“ am Heiligen See zuliebe die herrliche barocke Kolonnade Knobelsdorffs mittwegs der großen Haupt-

---

allee von Sanssouci geopfert zu haben, um billiger und schneller die Säulen für jenes neue Schloß zu verschaffen.

Damals aber, im Sommer 1794, stand sie noch unversehrt, diese Kolonnade, und mit den verwitterten Tritonen und Nereiden mögen Luise und Ika, hier auf Spaziergängen rastend, als Kinder ihrer allem Maskenkramp des Rokoko so abhold gewordenen Zeit wohl ihren Schabernack getrieben haben... in leichten Musselinekleidern, mit wehenden Locken, den Schutzhut überm Arm, ein reizendes Geschwisterpaar, wie es uns im kühlen Marmor Shadows so lebendig erhalten, daß man meint, es bedürfte nur eines Zaubersworts, und sie stiegen, die Schwestern, von ihrem Ewigkeitssockel und wandelten in Fleisch und Blut unter uns.



So schlenderten sie, innig umschlungen, in dem alten Park herum, der mit seinen verwilderten Hecken, seinen vermoosten Bassins, den vielen toten Putten auf bröckelndem Podest so recht der Platz war für zwei verträumte, sehnfüchtig bangende, ihres Frauenschicksals noch kaum bewußte Herzen! So haben sie unten am Fuße der Terrassen, wo noch in ovalem Bassin die alte Thetisgruppe des großen Königs aus dem Wasser stieg, gestanden und die Goldfische gefüttert, die um der Göttin Muschelbarke, um die Delphine und Tritonen spielten, und Venus und Mars, Apollo und Diana, Jupiter und Juno, Merkur und Minerva haben ihnen lächelnd zugeschaut... die holden Kinder, die da so plötzlich aufgetaucht, mögen ihnen besser gefallen haben als der Griesgram, der früher immer mit seinem Krückstock die Treppen heruntergehumpelt kam und sie, die er einst so geliebt, kaum eines Blicks mehr würdigte!

---

Und daß und wie jener Herr Eysenbeck, dessen Schere, dessen Art, dessen Spitzhacke ja erfreulicherweise von Sanssouci auf den „Neuen Garten“ abgelenkt waren, hier in der Schöpfung eines Friedrich gewütet, das empfanden diese Kinder nicht.

\* \* \*

Der Mai ging, es wurde Juni, Flieder und Kastanien blühten, an den Treibwänden der Terrassen reifte das Obst, bald konnte man im „Kirsch-Quartier“ des Alten Fritz vor den „Neuen Kammern“ die ersten Kirschen pflücken, in den Bosketts, den Lärchenwäldchen beiderseits des Schlosses trieb allerlei geflügeltes Volk sein lustiges Spiel — — — wär' nicht die Sehnsucht nach Kuß und Schmeichellaut geliebten und ach so fernen Mundes gewesen, hätte das Herz, das heiße, nur Kuß' gegeben, wären nicht die Nächte, die einsamen, wo vergebens sich Hand und Arm ausstreckten, den Geliebten zu umfassen: es wär' ein Paradies gewesen, dies Sanssouci, herrliche Zeit.

Juni, Juli, August und so weiter. Heißester Sommer. Und jedem Morgen, der taufrisch kam, wick die dunkle Wolkenwand im Osten, in der es die Nacht über so geheimnisvoll wetterleuchtete und rumorte, als spielte hier in Abglanz das ferne Kriegsgewitter, als rollte hier der Donner der Kanonen in blassem Echo.

Lange Wochen und Monde, viele, viele Tage. Und ebenso viele Briefe. Briefe Luizens, Briefe Friedrich Wilhelms, der mißmutig in der Polackei, wie er höhnt, von Ort zu Ort zieht, ohne daß es zum Krieg, zum Handeln, zu einer Tat käme. Auch hier bleibt es bei Wetterleuchten. Briefe, in denen sich zwei Verliebte an Erinnerungen berauschen, an die Plätze, in die Stunden erlebten Glücks zurückversetzen, sich ihre Sehnsucht nach neuen Liebestunden zusammeln. Die Kuriere jagen, die Briefe fliegen — ein karger Ersatz! Höchst bürgerlich, dieser Briefwechsel, höchst menschlich, ergreifend menschlich in der versteckten Glut, der gedämpften Leidenschaft.

Ein Jahrhundert fast in Archiven ängstlich gehütet, liegen die Briefe jetzt jedem offen. Schon Paul Baillet, in seiner großen Biographie der Königin Luise, brachte Zitate. Karl Griewank, der unlängst den Briefwechsel zwischen Friedrich Wilhelm III. und Luise ediert hat, bringt sie ganz.

Sie küssen sich in Gedanken, die Getrennten. „Gott“, schreibt er, „warum kann ich es denn nicht in Wirklichkeit tun, denn all das Papiergeküße ist man nichts rechts, das weißt Du selbst am besten. Bisweilen träume ich so lebhaft von Dir, daß ich Dich zu umfassen glaube, aber in dem Augenblicke wache ich auf und sehe, daß ich den leeren Raum statt Dich umarme.“

Luise fühlt sich von Spionen beobachtet, klagt, daß ihre Briefe geöffnet werden, beschwert sich über die Post. „Denn sie paßt immer auf, wann ich Dir schreibe und auf welchem Wege. Alles in allem nimmt sie manchmal einen anmaßenden Ton an, den ich gar nicht leiden kann, und wenn sie das bemerkt, so ist sie mannigmal so kriechend, daß ich sie treten könnte.“

Einmal ist sie in Berlin, im Palais. Schwelgt in Erinnerungen. „Denke Dir, ich hatte die Freude, noch dasselbe Kissen zu finden, auf dem Du gelegen hattest; ich legte meinen Kopf darauf und habe recht friedlich geschlafen, aber nicht auf dem Bette,

---

das wäre mir zu schmerzlich gewesen, sondern auf dem Kanapee. Ich bin auch keineswegs in Deine Zimmer hinuntergegangen, wo wir noch in den letzten Tagen so glücklich waren, sondern habe mich im Gegenteil vor den Schreibtisch gesetzt, den ich Deiner Güte verdanke und die Soldaten und Offiziere angesehen, die Du gemalt hast, die, die mir gehören und die Dir sind . . .“

Besuche kommen und gehen, die Königin aus Berlin, gute Frau, immer freundlich und teilnahmsvoll. Ein paar Tage ist auch Luise's Vater in Sanssouci, „dieser liebe und angebetete Vater“, der sich in dem leeren, toten Strelitz so unglücklich fühlt, und sie schwärmt von den schönen Stunden, die sie und Ika mit ihm verbringen. Immer erstattet sie Rapport, fast militärisch genau. Klatsch und Gerede bedrängen sie, sie macht sich Luft, oft sehr drastisch. Einmal meldet sich der alte Prince Henri aus Rheinsberg an, er will die schönen Schwestern kennenlernen. Er ist beim König, den er wegen der Rig und deren ganzer Wirtschaft brüskiert hat, in Ungnade. Was soll sie tun, selbst bei der schwiegerväterlichen Majestät wegen mancher freien Worte samt Ika, dem Wildfang, suspekt? Friedrich Wilhelm beruhigt sie, und erfreulicherweise zieht der Prinz vor, in Rheinsberg zu bleiben . . .

So helfen sie einander, so trösten sie einander. Sie verfolgt auf Karten seine Wege, unglücklich, wenn diese sich im ungewissen verlieren. Er gibt ihr besorgt, und ob ihres Zustandes doppelt besorgt, gute Ratschläge, warnt sie fast väterlich bei Eintreten der „lieben Ertoffelzeit“ vor Eskapaden im Essen. Und als er vom König, wohl um ihn, den Thronfolger, nicht zu exponieren, von der in Kampf geratenden Hauptarmee abkommandiert wird, lodert das „Soldatenweib“ Luise mit ihm in heller Empörung. „Du bist ordentlich abgesondert von der ganzen Menschheit“, schilt sie, „und bist vergraben bey die infamen Polen. Gott verzeihe mir meine Sünde, aber ich weiß nicht, was ich schreibe noch tue vor Mut, aber Deine üble Lage dabei macht mich ganz mürrisch, doppelt, da ich alle Galle vor mich behalten muß und es keiner merken darf, sonst würde es gewiß zu Dero höchstem Wissen kommen!“

Kleine Insurgentin sie selbst!

\* \* \*

So geht der Sommer hin, die Tage werden kürzer, die Sehnsucht wächst. Sie freut sich, rings von Reife und Ernte umgeben, unendlich darauf, „bald Mama zu werden“. Nur quält sie furchtbare Angst, die Wochen etwa allein in Berlin, „in dem schrecklichen großen Berlin“, überstehen zu müssen . . .

Da meldet ihr ein Brief des Kronprinzen am 7. September seine nahe Rückkunft. „Sage mir zunächst, engelgleiche Luise, würdest Du erschrecken, wenn unerwartet einer, der Dir nicht gleichgültig ist, und der von weither zurückkommt, erscheinen würde? . . . Kann Dein Herz wohl erraten, um wen es hier sich handelt, und könntest Du daraus die Freude desjenigen ersehen, den dieses Glück erwartet? Alles, was ich Dir sagen kann, ist, daß er fast närrisch vor Freude ist . . .“ Und auch sie taumelt, kann es nicht fassen. „Folle, Splitter rasend toll vor Freude, kaum fähig die Feder zu führen, das ist mein Zustand.“ Und sie bangt: „Wenn ich nur nicht niederkomme vor Freude!“

---

Luisens letzter Brief aus Sanssouci, das nun schon herbstlich duftet, wenn sie morgens auf die Terrasse tritt, bei Ita, der Langschläferin, nebenan ans Fenster klopft, sie zu wecken. Und die Kastanien werfen erste stachelige Bälle auf die Wege, die sie beide nun schon sehr still, sehr geruhsam abschreiten müssen, Pfirsiche in der Hand, die ihnen die Terrassenpalisade des Alten Fries als Morgengruß reichen.

Am 20. siedeln die Schwestern programmgemäß nach Berlin über, das Schloß Friedrichs schläft wieder ein, der Sommer ist vorbei. Schon einen Tag später können sich Luise und Friedrich Wilhelm in ihrem alten Heim, dem Kronprinzenpalais, in die Arme fliegen: wider alle Etikette, zum Entsetzen der Hofe stürzt die Kronprinzessin aus dem Portal, noch vom Pferde herab muß der Kronprinz die Weinende küssen, die sich kaum, hochgesegneten Leibes, auf den Füßen halten kann . . .

\* \* \*

Und vierzehn Tage später, am 7. Oktober, bringt Luise ihr erstes Kind zur Welt. Es ist tot. Die Freude des Wiedersehens hatte sie auf der Treppe straucheln lassen, hatte das Kind getötet, das sie auf Sanssouci unter bangendem Herzen getragen. Glücklicher die Schwester. Und das kleine Wesen, das da in dem alten Palais Schwedt in der Oberwallstraße lallt, muß ihr die Mutterfreuden ersetzen, bis das Schicksal sie dann doch segnet, der kleine Frieß erscheint.

